

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 57 (1953-1954)

Heft: 22

Artikel: Früh vollendet : Novelle [Fortsetzung]

Autor: Bosshart, Jakob

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671685>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Früh vollendet

Novelle

von

Jakob

Bosshart

7

«Aha», dachte Signor Ercole, «steckt der Dorn da im Fleisch?» Und er machte sich daran, dem Jungen Kummer, Eifersucht, Mutlosigkeit und was sonst in ihm wühlen und bohren mochte, aus dem Sinn zu reden: «Sind denn nicht die Zeitungen voll von deinem Lob? Hat so ein Schreiber je dich vergessen, wenn er Franz erwähnte? Wenn zwei miteinander auftreten und zusammenspielen, so sind sie wie verwachsen, und einer gilt, was der andere. Im Theater seid ihr nicht der Heinz und der Franz, sondern die fratelli Zobelli, und wenn einer seine Sache schlecht macht, so taugt auch des andern Kunst nichts. Was wäre Franz ohne dich, und was könnte er dem Publikum zeigen? Nichts, er braucht dich! Soll er nun auch zu Hause hocken, weil du nicht mehr magst? Denkst du gar nicht an ihn? Sag', Franzle, willst auch du nicht mehr? Möchtest du Tag für Tag auf der Schulbank sitzen und jeden Augenblick vor des Schulmeisters Stecken die Hände verbergen oder den Kopf einziehen?»

Der Kleine machte eine Bewegung, als ob ihn schauderte.

«Nein, nein!» fuhr Signor Ercole fort, «ihr müsst zusammengehen wie Brüder, dann werdet ihr reiche Leute, steinreiche Leute, sag ich euch! Könnt ein Leben führen, wie die Vögel im Hanfacker, und alle Zeitungen werden von den fratelli Zobelli voll sein, von dem Arrigo nicht minder als von dem Freschino. Was wolltest du denn anfangen, Heinz? Ein Schuster werden und pecheln, dass man dich auf eine Stunde röche? Oder ein Schneider, und vom Morgen bis zum Abend wie eine Kröte auf einem Tische hocken, dir die Fin-

ger zerstechen, und wenn sich Gelegenheit zeigt, ein Fetzlein Tuch erschuften, nur damit du genug zu kauen hast? Oder ein Fabrikler, und mit russigem Gesicht, zerhämmerten und narbigen Händen und ölfleckigen Flickhosen umherlaufen? Und Franz soll auch ein Schuster oder Schneider oder Fabrikler werden?»

Der Kleine schlich sich bekümmert heran und umschmeichelte den Bruder.

«Und an die Mutter denkst du nicht und die vielen Geldstücke, die ihr für sie verdient?» fuhr Signor Ercole fort, «habt ihr gestern nicht den ganzen glänzenden Haufen in der Schublade gesehen? Sieh, das Geld kann Franz nicht allein verdienen, das musst du mithelfen! Es ist wie bei dem Baum mit den Goldblättern! Weisst du noch?»

Heinz hörte die Mutter tief aufatmen und spürte Franz wie ein Kätzchen an seiner Seite. Er bäumte sich innerlich noch, aber er war zu gutherzig, um Mutter und Bruder wehe zu tun, und ausserdem schmeichelte es dem Ehrgeizigen, deutlich vernommen zu haben, dass er unentbehrlich sei.

«Aber die Mutter muss mitkommen!» stiess er endlich, den Kampf aufgebend, hervor.

Sie hatte am Abend zuvor erklärt, die Waghalsigkeit nicht wieder ansehen zu wollen, die Angst, die sie ausgestanden, komme ihr Zeit ihres Lebens nicht mehr aus den Gliedern. Jetzt war sie leicht zu bewegen, den Gang zum zweitenmal zu unternehmen, sie hätte auch sonst dem Verlangen, ihre Kinder bewundert zu sehen, wohl nicht lange widerstanden.

«Und du musst mich immer ansehen!»

«Ja, sei ruhig, ich werde dich immer ansehen», versicherte sie. Heinz wurde etwas leichter ums Herz, er erinnerte sich, dass das Auge der Mutter ihm am vergangenen Abend die Kraft gegeben hatte, bis zum Schlusse auszuhalten, ihr Blick sollte ihm auch heute helfen.

Als Heinz die Schwelle des Theaters überschritten sollte, überfiel ihn die Angst wieder. Er stutzte und liess sich von Signor Ercole hineinschieben. Auf der Treppe stiess er auf Bianca, die in ihrem gelbseidenen Engelkleide heranhüpfe, ihm im Vorbeihuschen mit ihrem langen Finger einen Nasenstüber versetzte und sich dann an Franzens Schulter hängte. Heinz war ihre Neckerei kaum zum Bewusstsein gekommen, ihn beschäftigte die angstvolle Frage: «Werde ich ihn halten können?»

Das Programm stimmte bis auf wenige Einzelheiten mit demjenigen des ersten Abends überein. So war es immer: man führte vor, was sich als

zugkräftig erwiesen hatte, und war das Publikum damit gesättigt, so zog man eben weiter. Daher das rastlose aufreibende Wanderleben von Stadt zu Stadt, aus einem Land in ein anderes, von Aufregung zu Aufregung.

Die Zeitung hatte von den fratelli Zobelli ein grosses Wesen gemacht, alles war auf sie gespannt, und der Saal gedrängt voll.

Als Heinz einen Blick in den Raum warf, in den gähnenden Tierrachen, der die Bühne und alles, was sich darauf befand, zu verschlingen drohte, wuchs in ihm das beklemmende Gefühl, das ihn beim Eintritt in das Haus wieder überfallen hatte, und wie er auf der dachförmigen Treppe emporstieg, merkte er, dass er weniger flink und sicher war als sonst. Er nahm sich zusammen, er wollte, er musste ja!

Aber es wurde ihm alles sauer an diesem Abend; als er Franz auf dem Kopfe trug, war ihm, der Nacken werde ihm widerspenstig, es stecke ein böser Willen, eine Ungeduld, ein Ungehorsam drin, und die Treppe erschien ihm von unendlicher Länge und Höhe.

Jetzt galt es, das Wagnis auf der Drehscheibe zu bestehen, vor dem er seit gestern ein unsägliches Grauen empfand. Er warf dem Direktor einen flehenden Blick zu; der aber verstand ihn nicht und raunte ihm zu: «Wartest du noch auf eine Semmel? Auf und dran.»

Heinz fühlte, dass er widerstehen musste, dass er an diesem Tage das Theater nicht hätte betreten sollen, und er sagte mit bebenden Lippen:

«Ich kann nicht mehr!»

«Geh, man kann immer, wenn man muss!»

Heinz schüttelte den Kopf und schaute nach dem Ausgang, Fluchtgedanken im Sinn. Des Direktors Augen flackerten: «Gewahr dich!» zürnte er.

Es war im Saal ganz still geworden, Heinz fühlte, dass aller Augen, auch die der Mutter, auf ihn geheftet waren, und er zitterte vor Aufregung und Angst. «Ich will nicht mehr», sagte er; aber Signor Ercole verstand es nicht so: «Geh, du Schlingel, oder ich hau dir eine runter!» zischte er ihn an. Und nun fügte sich Heinz wie ein Verzweifelter, der sich sagt: «Meinetwegen, wenn ihr es haben wollt!»

Er fasste die Scheibe und stemmte sich darauf empor. Wie ihm aber Franz die Hände auf die Fussohlen stützte und sein ganzes Gewicht auf ihn ablud, knickte er in den Ellbogen leicht zusammen, er wusste, dass er ihn nicht würde halten kön-

nen, und es kam wie eine dumpfe Neugier über ihn, wie das Entsetzliche nun geschehen möchte.

Da hörte er Franz über sich flüstern: «Halt fest, Heinz.» Das rüttelte ihn etwas auf und er raffte das bisschen Willen, das ihm geblieben war, zusammen. Er wollte das Unmögliche versuchen, er klemmte die Augen zu, er biss die Zähne zusammen, um jedes Tor, aus dem die Kraft entweichen konnte, zu schliessen. Jeder Muskel, jede Faser zitterte an ihm und war dem Zerreissen nahe, die Kehle schnürte sich ihm zu und der Schweiss trat aus allen Poren, er meinte, alles Blut sause ihm wie ein Wildbach durch den Kopf und zersprenge ihn.

Die Scheibe fing endlich sich zu drehen an, viel langsamer als sonst, wie es ihm schien. Gerne hätte er dem Direktor zugerufen, sich zu beeilen, oder dem Bruder, abzuspringen, aber er vermochte es nicht, er fühlte, dass, sobald er sprach, das Unglück da war. Das ging eine Ewigkeit lang, und immer heftiger bebten ihm die Arme und immer ungeduldiger zuckte er in den Muskeln. Nun musste etwas springen oder reissen. Wenn Franz seinen Salto nun nicht machte, war er verloren.

Die Zuschauer wurden seines Zitterns, das sich bis hinauf in die Zehenspitzen des Kleinen fortsetzte, gewahr. Die Gewissheit eines Unglücks malte sich auf allen Gesichtern.

Auch der Direktor sah, dass die Lage schlimm war, aber er sagte sich: «Er hat gestern auch aus gehalten.» Doch fing er an, die Kurbel schneller zu drehen als sonst und raunte Heinz zornig zu: «Donnerwetter, nicht zittern!»

Die heftigen Worte schlugen wie Keulenschläge an das Ohr des Knaben; er zuckte unter der Wirkung des nochmals aufgeschreckten Willens zusammen, er öffnete die Augen, und seine Blicke fielen auf die Mutter, die am gleichen Platze sass wie tags zuvor.

Er suchte Stärkung in ihren Blicken, sie hatte ihm ja versprochen, ihn beständig anzusehen. Aber ihre Angstaugen waren heiss nach oben gerichtet und verschlangen ihren Jüngsten.

Nun war es aus, es ging ein Stoss durch den Leib des Knaben, ein Zucken wie das einer abschnellenden Sehne. Ein Stöhnen presste sich durch seine zusammengebissenen Zähne.

In der vordersten Bankreihe gellte ein markierschütternder Schrei, ihm antworteten Hunderte im ganzen Haus und übertönten den grausigen Schlag auf der Bühne.

Heinz fiel neben seinem Bruder zu Boden. Signor Ercole stürzte herbei und hob den Kleinen in die Höhe. Franz schien leblos, die Arme hingen schlaff an ihm herunter, Blut quoll ihm aus Mund und Nase.

Bei dem Anblick schnellte sich Heinz empor und schrie wie ein Wahnsinniger, wie ein verwundetes Waldtier in den Zuschauerraum hinaus, so laut und wild und jamervoll, als seine Brust konnte. Niemand achtete auf ihn, man drängte sich heran, jeder von dem Gedanken getrieben, dem Kleinen zu helfen. Ein Arzt war zugegen, der stieg auf die Bühne, befahl mit grimmigen Blicken den Vorhang zu schliessen und kniete an Franzens regungslosem Körper nieder.

Als Heinz eine halbe Stunde später sich von der Bühne wegschlich, schmiegte sich jemand weich an ihn an, und ein vertrauliches, süßes Geflüster drang ihm ins Ohr: «Gelt, du hast es gern getan?»

Es war Bianca. Ihre Stimme klang nicht etwa vorwurfsvoll, vielmehr heimlich froh, gleich der einer Mitverschworenen, boshaf und teuflisch wie jene andere, die Heinz die Kraft genommen hatte. Den Knaben fror bei dem Wort, er erinnerte sich an die süsse Weise, mit der der gleiche Mund so oft den armen Franz umschmeichelte hatte:

«Treu und herzinniglich . . . »

Er stiess das unheimliche Wesen von sich und entfloß.

V.

Als Franz aus seiner Betäubung erwachte, lag er mit vielen andern in einem grossen Saal; ein Beutel mit Eis senkte sich auf seinen glattgeschnittenen Kopf, der rechte Arm steckte in einem schweren Verbande.

Neben dem Bette sass die Mutter und Heinz, er lächelte ihnen zu, wie er sie durch die verschleierten Augen hindurch erkannte. Dem «Grossen» stürzten die Tränen unter den Wimpern hervor.

Franz schien sich zu besinnen und sagte: «Gelt, du hast mich fallen lassen?»

Heinz stöhnte etwas Unverständliches, fasste des Bruders Linke und drückte sie so fest, als er konnte. Bald schlummerte der Patient wieder ein, und Mutter und Bruder verliessen den Saal auf den Fusspitzen.

Franz genas rasch. Schon nach drei Wochen durfte er das Bett verlassen und im Garten des Krankenhauses sich ergehen, den rechten Arm trug

vor der Brust in einer Schlinge. Heinz war beständig um ihn, las ihm jeden Wunsch von den Lippen ab und sah ihn mit guten traurigen Augen an, die mit jedem Blick etwas abbaten und des Bettelns nicht müde wurden.

Man hatte ihn nicht getadelt, oder fast nicht. Er hätte lieber schwere Strafen über sich ergehen lassen, das Geschehene lastete unsäglich auf ihm, die Zerknirschung schaute ihm aus den Augen und zitterte in jedem Worte, das er sprach. Wie ein Schatten schllich er einher, nur wenn er mit Franz zusammen war, suchte er weiter zu sein, um den Kleinen nicht traurig zu stimmen. Sassen sie im Spitalgarten auf einer einsamen Bank oder auf schattigem Rasen, so fing der Kleine gern von ihrer Kunst zu plaudern an, er sehnte sich so sehr danach, sie war ihm das Leben geworden. Heinz litt Martern bei diesen Gesprächen, ihm schauderte bei dem Gedanken an den Riesenrachen, der nach der Bühne gähnte, und das Herz zitterte ihm bei der Erinnerung an den Unglücksabend. Aber er liess es sich nicht merken und fand sogar die Kraft, seinem Bruder zuzulächeln und zuzunicken und mit ihm Zukunftspläne zu schmieden. «Wenn du wieder ganz gesund bist, dann machen wir das und das und das . . . »

Von Zeit zu Zeit erschien Signor Ercole, der unterdessen Vorstellungen in den benachbarten Städtchen gab. Er erkundigte sich nach Franzens Befinden, ob ihm der Kopf gar nicht mehr wehe tue, auch nicht, wenn man darauf drücke oder er sich bücke, ob der Finger im Gipsverband bewegen könne und keine Schmerzen im Ellbogen und Handgelenk spüre.

Mit ihm erschien fast immer auch Bianca. Sie tat, als wäre Heinz gar nicht zugegen, und überhäufte dafür Franz mit Aufmerksamkeiten jeder Art, nannte ihn ein armes aus dem Nest gefallenes Vögelein, einen Schmetterling, dem ein böser Jung' einen Flügel ausgerissen habe, und ging nie, ohne ihm ihr Lied gesungen oder gesummt zu haben:

«Hab' ich doch manche Nacht
Schlummerlos zugebracht,
Immer an dich gedacht, Robin Adair.»

Heinz merkte wohl, dass sie mit diesen Dingen weniger seinem Bruder etwas zulieb, als ihm etwas zuleid tun wollte; aber er war nun allen Sticheleien gegenüber waffenlos, wenn sie ihn auch schier aufrieben.

(Schluss folgt)